

# Ode an den Kommunikationsmüll

von Hartmut Seyfried\*

Universitäten bringen vieles hervor: Schönes, Brauchbares, Wissenswertes, Skurriles, doch stöhnend unter der Last der allgemeinen Exzellenz fiel über all dem eine vordem gepflegte Tugend in Ungnade: die akademische Sprachkultur, das Bindeglied zur wirklichen Welt. Viel ist nicht übriggeblieben. Als gelehrt gilt, wer möglichst verquast daherredet und sich von einem Schaumteppich aus selbstveredelnden, selbstabbildenden Sprechblasen dahintragen lässt. Wobei die Blasen eine gewisse Ähnlichkeit mit Schwarzen Löchern besitzen, die ebenfalls nach einer gewissen Zeit verdampfen, ohne die geringste Spur im Universum zu hinterlassen.

Nun könnte man vermuten, es folge hier eine Kampfschrift wider den allgemeinen Sittenverfall im Sog der Bologna-Reform. Weit gefehlt! Zwar würde ich nichts lieber tun, denn aus dem Blickwinkel der akademischen Sprachkultur kann man nirgends tiefer sinken als in einem tausendseitigen Modulhandbuch. Im Gegensatz zu den Maximen der modernen Bildungspolitik entstammt mein Anliegen aber nicht einem Hirngespinnst, sondern es kommt mitten aus dem prallen Leben: der täglichen Pein, den Stunden der Buße bei der Korrektur von Arbeiten aus Studentenhand. Wenn man die Sache ernst nimmt, dann ist das extrem mühselig, aber gut für die Gesellschaft. Doch bringt es weder Lob noch Geld und schon gar nicht Bonuspunkte im System. Immerhin sagt meine Freundin, dass meine Frisur nach all dem stundenlangen Haareraufen fetzig aussähe. Man ist ja dankbar für jedes Lob.

Bei den Hochschullehrern kam dieser Text erwartungsgemäß gut an. Doch wehe! Bei der Zielgruppe, den Studierenden, bewirkte er leider, leider keine Besserung (in Worten: nichts). Man fängt jedes Mal wieder ganz von vorn an. Die wenigen Ausnahmen zeigen nur, dass die Götter tatsächlich auch mal gute Laune haben können. Trotzdem werde ich nicht müde, mich zu wundern, wie der plumpstmöglichste aller plumpen Schreibstile es schaffen konnte, über alle sozialen Gruppen hinweg dermaßen populär zu werden. Sobald es ans Schreiben geht, knallen bei den meisten Mitbürgern die sprachlichen Airbags auf und füllen sich mit Bürokratenprüchen. Airbag ist eigentlich übertrieben, denn es handelt sich eher um eine Unzahl von Hirnfürzchen; in der Summe sind sie so unerträglich wie ihre großen schwefelwasserstoffhaltigen Verwandten. Nehmen Sie die Sache nicht leicht: Ihr Text verrät mehr über Sie, als Ihnen lieb sein kann. Irgendwann in Ihrem zukünftigen Berufsleben kommt ein Moment, in dem es um Viel geht und dann wird ein Text von Ihnen eine entscheidende Rolle spielen. Wenn Sie bis dahin nicht gelernt haben, auf den Punkt zu kommen, landet der Text im Eimer. Das könnte sich als starke Motivation erweisen und darum gebe ich die Hoffnung nicht auf, dass dieser Essay den einen oder anderen beruflichen Leidensweg verkürzen möge.

Hier kommt sie also, meine Ode an den Kommunikationsmüll. Sie beginnt, wie es sich für ein sinnstiftendes Werk gehört, mit

Im Anfang war ...

## "Es wurde ..."

Fangen Sie gar nicht erst an damit, mit dieser Geißel der Akademikerzunft, dem ewigen „Es wurde ...“, „Es werden ...“, „Es treten ...“, „Es hat sich ...“, „Es lassen sich ...“, „Es kann geschlossen werden ...“. Dieser einfallslose, holprige Es-Stil ist sprachlich auf dem Niveau des geringsten Widerstands. Er zeugt ständig neue selbstähnliche Endlossätze und gebiert Monster in Form rumpeliger Verschachtelungen und bizarrer Passiv-Konstruktionen. Bei „Es wurde ...“-Schreibern fangen Sätze fast immer mit einem Hauptwort an, ungeachtet der Tatsache, dass Sätze, die mit einem Hauptwort (oder mit Der, Die, Das) anfangen, fast immer ins sprachliche Elend führen. Im täglichen Umgang hätte ein derartiger Redestil sofortige Vereinsamung zur Folge. Warum schreiben Menschen dann so? Warum tun Kollegen das Kollegen an und Studenten ihren Betreuern?

Offenbar steht dahinter das Bedürfnis, dem eigenen verzweifelten Streben nach Wahrheit in vermeintlich angemessener und würdiger Weise Ausdruck zu verleihen. Doch wird man objektiv, indem man „Es wurde ...“ schreibt? Vierzig Jahre Erfahrung im Umgang mit sprachlichen Nebelkerzenwerfern lehren mich, dass dem nicht so ist. Hinter jeder Beobachtung und jeder Interpretation steht die subjektive Wahrnehmung. Deshalb ist Wissenschaft ein faszinierender Beruf, aber auch eine sehr zähe Auseinandersetzung mit der gefühlten Wirklichkeit.

Seien Sie guten Mutes: wenn nach der Lektüre dieses Essays und vielem Ringen und Mühen Ihr erster unplumper Satz auf dem Papier steht, freuen Sie sich und wollen mehr davon. Der Lernvorgang ist selbstoptimierend. Es ist tatsächlich möglich, eine wissenschaftliche Arbeit zu erzeugen, die andere gerne, vielleicht sogar mit intellektuellem Vergnügen lesen. Das weckt die Neugier auf die Person, welche es versteht, ein komplexes Thema verständlich abzuhandeln. Und genau hier liegt der Schlüssel für ein zufriedenes Berufsleben: Qualität! So müssen Ihre Partner nicht lange rätseln, ob sie einen Einfaltspinsel, einen Chaoten oder einen Denker vor sich haben. Die Damen mögen erleichtert zur Kenntnis genommen haben, dass ich hier nur die männlichen Wortformen verwende. Doch geschieht dies aus niederen Gründen, nämlich um der Lesbarkeit des Textes willen. Gemeint sind leider, leider immer auch die Frauen.

An erster Stelle steht die sprachliche Qualität, denn mit ihr beginnen oder enden die meisten Kontakte. Sprachliche Disziplin kann man lernen, aber der Vorgang läuft nicht ohne die eine oder andere schmerzliche Erkenntnis ab. Versuchen Sie es selbst: es ist nicht möglich, in klarer, logischer, disziplinierter Sprache Unsinn zu reden; das geht nur mit hohlraumversiegeltem Vokabular. Mit dem kann man alles machen, bloß nicht überzeugen, es sei denn, der Zuhörer ist empfänglich dafür, hereingelegt zu werden. Umgekehrt gilt der Schluss, dass man den Wahrheitsgehalt einer Behauptung an der Genauigkeit erkennt, mit der sie vorgetragen wird.

Doch zurück auf den Punkt: pseudo-objektive Passiv-Schreibe ist kein guter wissenschaftlicher Stil oder gar guter Stil. Es sei ein leuchtender Pfad, der durch Ihre Gedanken führt, und nicht sprachlicher Krawattenzwang. Wenn der Leser schon beim Satzanfang in die innere Emigration geht, haben Sie verloren. Schreiben Sie so, wie Sie reden würden, wenn Sie gepflegt reden, etwa so wie in den ersten Wochen mit einer neuen Freundin oder einem neuen Freund. Sagen Sie "ich", wenn Sie persönlich Stellung beziehen, und schieben Sie die Verantwortung nicht auf irgendeine windige intergalaktische letztinstanzliche Evaluierungsagentur namens "Es".

## Vom Wesen des Absatzes

Ein einziger Satz ist kein Absatz. Ein Textabsatz ist dann zu Ende, wenn ein Gedanke oder eine Reihe von Verknüpfungen dargelegt sind. Im Umkehrschluss gilt: wenn Ihre Absätze nur aus je einem Satz bestehen, sollten Sie Ihre Gedanken anders ordnen. Wenn Sie mit einer Standard-Textverarbeitungssoftware schreiben und ein Durchschnitts-Anwender sind (wie ich), dann sollten Sie Absätze immer durch eine Leerzeile trennen (wie hier). Schalten Sie Formatvorlagen während des Entwurfs und der Korrektur aus. Beim Hin- und Herkopieren einzelner Abschnitte kommt es ansonsten leicht zum Chaos, und das könnte sich lustmindernd auf Ihre Kreativität auswirken. Flattersatz (also rechts offen, wie hier) liest sich leichter als Blocksatz, es sei denn, Sie verwenden eine professionelle Layout-Software.

Die Absätze gruppieren Sie zu Kapiteln. In vielen Disziplinen ist eine Dezimalgliederung mit drei Stellen üblich, wobei nach der jeweils letzten Ziffer kein Punkt steht, weil der überflüssig ist. Mit kursiven Zwischentiteln (ohne Dezimalstelle) können Sie weiter untergliedern, nicht aber mit weiteren Kategorien wie a), b), c), denn spätestens auf diesem hierarchischen Niveau verliert der geneigte Leser den Überblick und fängt an, reizbar zu werden. Die Dezimalgliederung ist überflüssig, wenn man es schafft, prägnante Titel zu finden. Das kann sogar Spaß machen. Aus einem klaren Kopf kommt eine klare Gliederung.

Beginnen Sie einen Absatz, beispielsweise eine Aufschlussbeschreibung, nicht mit *„Anstehend sind hier ...“*, *„Der vorliegende Aufschluss ...“*, *„Bei dem hier anstehenden Gestein handelt es sich ...“*, *„Wir beobachteten hier verschiedene Schichten ...“*, *„Wir befinden uns hier ...“*, *„Der hier zu sehende ...“*, *„Die hier vorliegenden ...“*, *„Man findet ...“* oder *„... ist hier anzufinden“* (was immer Letzteres heißen mag). Ihr Leser ist vom Fach und weiß, dass man Aufschlüsse deshalb besucht, weil man dort Gesteine findet.

Satzanfänge mit *„Des weiteren ist ...“* oder *„Des weiteren kann ...“* sind zum Gähnen langweilig. Greifen Sie lieber zu einer schlichten Aufzählung der Tatsachen. Im tiefsten Verlies sprachlicher Virtuosität stehen Sätze, die mit *„Um zu ...“* anfangen; sie implodieren nach wenigen Worten und hinterlassen einen schalen Geschmack, der sich noch steigert, wenn die Autoren meinen, auch im Englischen sei das edelste Sprachkultur: *„In order to ...“*. Auf die Dauer macht so was depressiv.

## Selbstredende Sprechblasen

Vermeiden Sie sprachlichen Hausmüll. Beispiele: „*durchaus*“, „*ausgeprägt*“, „*regelrecht*“, „*klassisch*“, „*bereits*“, „*bereits schon*“, „*einfach*“, „*schließlich irgendwann*“, „*letztendlich*“, „*hingegen*“, „*selbstverständlich*“, „*natürlich*“, „*nichtsdestotrotz*“, „*problemlos*“, „*zwanglos*“, „*anhand*“, „*allesamt*“, „*nahezu*“. „*der an sich grobkörnige Granit*“, „*das Gestein an sich*“, „*im Buntsandstein selbst*“, „*in Form von*“, „*genauer betrachtet*“.

Zur Kategorie Sprachbims zählen Verknüpfungsworte wie „*aber*“, „*auch*“, „*wieder*“, „*somit*“, „*damit*“, „*zwar*“, „*dann*“, „*noch*“, „*so*“, „*erst*“, „*genug*“, „*wohl*“ und „*sogar*“, sobald sie mehr als einmal pro Absatz vorkommen. Sie mögen schockiert sein, doch wen kümmert das?

In die Kategorie sprachlicher Sondermüll gehören Worte aus dem akademischen Selbstbeweihräucherungs-Jargon: „*hervor-*“ und „*überragend*“, „*ausgezeichnet*“, „*klar*“, „*bestens*“, „*unabdingbar*“, „*unerlässlich*“, „*unanfechtbar*“, „*uneingeschränkt*“, „*völlig abgeschlossen*“, „*unzumutbar*“. In Ihren Ausarbeitungen kommen Sie vermutlich nicht in Versuchung, solche verräterischen Worte zu verwenden. Aber viele von Ihnen werden im späteren Berufsleben Gutachten über Sachen oder Personen zu verfassen haben. Wenn da solche Sprüche drinstehen, reagieren Leser, die etwas vom Geschäft verstehen, mit spontaner Ablage im Rundordner.

Generationen- und kastenübergreifender Beliebtheit erfreuen sich auch sprachliche Nullnummern im verquastem Flurbereinigungsdeutsch der Siebziger Jahre: „*... des entlang des ...*“, „*... bei den mit der ...*“, „*... von der bei den ...*“, „*... die nahe des von ...*“, „*... vor allem sich in ...*“, „*... dadurch, dass das ...*“, „*... da er wie auch der ...*“, „*... ist die für die ...*“, „*... auch die durch die ...*“, „*... das an die für das ...*“, „*... durch die die bei ...*“, „*... die die ...*“, „*... der der ...*“, „*... das das ...*“, „*... um bis zu ...*“, „*... von bis zu ...*“. Es gab mal einen prominenten Sänger, der ähnlich rumstammelte (Sinatra: „Schubidu, schubidu“), aber der hatte wenigstens Stil. Das wichtighuberische „*... von bis zu ...*“ ist dreifach vernäht und etwas für Leute, die vorsichtshalber Hosenträger und Gürtel tragen; es heißt „bis“ und sonst nichts. Derselben Geisteshaltung entsprossen Worte, die „zuzu“ enthalten: „zuzuordnen“, „hinzuzuziehen“. Die Neue Deutsche Rechtschreibung ändert nichts an dem Sachverhalt, dass derartige Worte Mundgeruch verströmen und deshalb kümmert es mich nicht, ob man sie auseinander oder zusammen schreibt.

Akademisches Prollniveau ist erreicht, wenn die Hauptspeise aus Worthülsen und die Sättigungsbeilage aus Stroh besteht, weil der Schreiber glaubt, komplexe Rezepte anders nicht erläutern zu können: „*Wenn auch noch ... auch nur noch ...*“, „*... die ihn als für den ...*“, „*... des von dem in ...*“, „*... und mit dem seit jeher vor ...*“, „*... um selbst ein bisher nicht eben ...*“. In meiner Studentenzeit war ich irritiert ob der Tatsache, dass es oft Minuten dauerte, bis ich den vermeintlichen Sinn hinter solchen Wortansammlungen ergrübelt hatte. Damals, in den späten Sechzigern, war man gleich der Depp vom Dorf, wenn man unvorsichtigerweise zugab, derartiges Geblähe nicht zu verstehen. „Soziologen-Rotwelsch“ hieß das seinerzeit; doch das Privileg der Soziologen, so zu reden, ging verloren, denn mittlerweile tun das die Massen, jedenfalls sobald sie anfangen, zu schreiben. Ein sublimes Beispiel aus unserer aufgeklärten Gegenwart zeigt Abb. 1 (am Ende dieses Essays).

Man kann das nicht verstehen und man muss es auch nicht. Ohne Zweifel aber handelt es sich um eine der hoch infektiösen Plagen des Zeitalters der Massenkommunikation.

Probieren Sie es aus: diesen ganzen Ramschhaufen von sprachlichem Verpackungsschaum kann man ersatzlos streichen, ohne dass der Sinn eines Satzes entstellt wird! Im Gegenteil, plötzlich lacht die Sonne. Das ist eine Rosskur für Ihren Text und deshalb tut's am Anfang auch ein bisschen weh; aber das gibt sich.

## Fachausdrücke

Die Wissenschaft braucht Fachausdrücke, weil die Alltagssprache nicht genau ist. Viele Akademiker betrachten diesen Umstand als Freibrief, um dem Rest der Bevölkerung klarzumachen, dass er sich gefälligst rauszuhalten hat. Es gibt aber keinen vernünftigen Grund, wieso Worte wie „charakterisieren“, „variieren“, „resultieren“, „basieren“, „repräsentieren“, „fungieren“, „Genese“ oder „generell“ verständlicher, besser oder klarer sein sollen als ihre schlichten deutschen Entsprechungen – im Gegenteil, sie sind hässlich und wirken dünnkelhaft. Bedenken Sie bitte auch, dass Worte wie „beinhalten“ oder „verunmöglichen“ im wirklichen Leben abstoßend nach zerbrochenen Bürokratensocken riechen.

Anfänger verwenden gerne das Wort „... sogenannte ...“. Bei Fachausdrücken wirkt das seltsam, denn diese sind dazu da, gebraucht zu werden. Also: Fachausdrücke dort definieren, wo sie zum ersten Mal gebraucht werden (ohne „... sogenannte ...“) und hinterher wie normale Wörter behandeln. Das Wort „... sogenannte ...“ (oder „so genannt“) sollte nur eingesetzt werden, wenn man etwas ironisch hervorheben will.

Eine ästhetische Gratwanderung sind Fachausdrücke für Worte aus der Alltagssprache. Ich kann verstehen, wenn ein Mediziner dem anderen im Vorbeigehen zuraunt: „Retronasales Problem“, weil er seinen strunzdummen Patienten nicht demütigen möchte. Aber muss ein Geologe von „subaerischer Erosion“ reden statt von Abtragung, von Orogenese statt Gebirgsbildung oder „tropoid“ sagen statt tropisch? Das kann jeder so halten, wie er möchte; aber Obacht: einen Chef, der sein Handwerk versteht, beeindrucken Sie mit solchem Wortgeklingel nicht.

Achten Sie bei der Redaktion des Textes darauf, wie Sie auf Dinge Bezug nehmen, die Sie schon erklärt haben. In einer sauber gegliederten Arbeit sind Querverweise überflüssig. Ihr Betreuer ist von Amts wegen dazu verpflichtet, aufmerksam zu lesen; aus diesem Grund nerven ihn Gebetsmühlen-Sprüche: „... wie bereits gesagt ...“, „... wie oben erwähnt ...“, „... wie der schon erwähnte ...“.

Machen Sie einen großen Bogen um „Terms of Ignorance“, besonders diejenigen, die auf ...oid enden. Es ist keine Schande, sondern ein Zeichen von Charakterstärke, wenn man zugeibt, etwas nicht zu wissen. Eine andere Sache ist, wenn man etwas nicht weiß, es aber wissen könnte (oder sollte) und nur zu faul war, es wissen zu wollen, dabei aber so tut, also ob man wüsste, was es zu wissen gäbe. Teilen Sie mit, was Sie wissen; mehr nicht. Der Rest geht den Leser nichts an.

## Weglassen

Damit sind wir beim Weglassen, der wichtigsten Tugend der schreibenden Zunft. Jedwedes fühlende Wesen merkt intuitiv, wenn es dabei ist, sich argumentativ zu verheddern. Doch wenige wollen das auch wahrhaben, obwohl das unguete Gefühl in der Magengrube deutliche Signale aussendet und auch am nächsten Morgen noch da ist. Da hat man sich Stunde um Stunde an einem einzigen Absatz zerschunden, sich gequält und nun soll das der Menschheit vorenthalten bleiben, ab in den elektronischen Orkus? Niemals! Doch das ist die Wirklichkeit: schauen Sie mal nach, was Sie vor zehn Jahren geschrieben haben. Jedwedes fühlende Wesen sieht sofort, was man damals besser weggelassen hätte. Und das ist noch das günstigste Szenario. Hier guter Rat aus meinem funktionalen Küchenlatein: in dubio deleatur! Und danach in dubio Prosecco; das haben Sie sich dann verdient.

## Muss ich mich jetzt quälen?

Ja doch. Aber Sie machen das sowieso erst dann, wenn Sie merken, dass es sich lohnt. Der Erkenntnisvorgang beginnt in der Tat quälend langsam und ist frustrierend, zumal all die anderen fröhlich und unbeschwert ihr Knödeldeutsch absondern und damit auch noch irgendwie durchkommen.

Bei Anfängern darf der eine oder andere Unsinn schon mal drinstehen (*„Abkühlen von kalter Luft“*). Blödsinn wird einmal verziehen, bei Anfängern, wohlgemerkt. Ein "sehr gut" gibt es bei mir immer dann, wenn alle wichtigen Dinge angemessen abgehandelt werden. Man muss nicht alles wissen, um "sehr gut" zu sein. Aber wenn die Fettnäpfchen zu Fässern werden und zu erkennen ist, dass Sie weder strukturiert beobachtet noch strukturiert gespeichert und gedacht haben und deshalb auch nicht strukturiert schreiben können, dann leert sich rasch auch jenes Fass, aus welchem der Betreuer Gnade schöpft und die hängenden Mundwinkel werden zu Hängebacken.

Für Sätze wie *„Es gibt keine Schieferung und keine Schieferung mit Schieferung mehr“* gibt es ohne Zögern die rote Karte. Der Leser krümmt sich unter einer solchen Wolke von sprachlichem Tränengas und zieht folgenden Schluss: a) Respektlosigkeit gegenüber dem, der so etwas lesen muss oder soll und b) geistige Unreife. Es ist wenig sinnvoll, das so schonungslos zu offenbaren.

## Rechtschreibung

Auch in der Rechtschreibung gibt es dringenden Klärungsbedarf. Die nachfolgenden Beispiele sind aus der Geologie, doch dürfte die Lage in anderen Fächern nicht besser sein: brekziös oder Brekzie schreibt man gängigerweise mit einem k, Breccie geht auch, Breckzie oder Bregzie riechen nach Erbrochenem und Brekkzie ist grottenfalsch. Unsere reckenhafte fossilen Kollegen haben "Bresche" gesagt und geschrieben, im hehren Streben, das italienische Original nicht in den Mund zu nehmen; heutzutage weckt das Assoziationen mit "Einmarsch" und so oder ähnlich war das damals wohl auch gemeint.

Autochthon und allochthon schreibt man, leider, leider, mit chth und Akkretionskeil nicht mit gg. Anekdotisch sind "Bund~~s~~andstein", „Flug~~g~~basalt“ oder "~~B~~lechblende“. Man sieht eben meistens nur das, was man sehen will ... . Trotzdem weint der Lektor, wenn er vor seinem inneren Auge „Müllonit“ sieht statt Mylonit. Also: es ist nicht ratsam, einem Dozen

ten die Schreibweise eines Fachausdrucks vom Munde abzulesen (Beispiele: Kongretionen, Orthozera~~den~~, Pryozoen, Bartholith, Pro~~d~~ulit – statt Protolith – rede ich denn wirklich so schlampig?) Fragen Sie lieber beizeiten nach. Übrigens: wenn sich eine fremde Schrifttype in einen Text einschleicht, dann nennt man das in der Setzersprache einen Zwiebel~~f~~isch. Ein Zwiebel~~f~~isch ist also kein orthographischer, sondern ein typographischer Fehler. Hier ist es aber kein Fehler, sondern Absicht und deshalb sind das oben auch keine Zwiebel~~f~~ische.

Wer im achten Semester studiert und "die Magma" und "der Konglomerat" schreibt, hat vielleicht schon mal ein Lehrbuch aufgeschlagen, aber noch nie darin gelesen. Wie kann einem das entgehen? Wir sind an einer Universität. Im Berufsleben erwartet man von Ihnen Führungsqualitäten und nicht chronischen Konzentrationsmangel.

Hanebüchene Rechtschreibfehler sind häufig. Sie mögen der Meinung sein (oder man hat es Ihnen so erzählt), dass Rechtschreibfehler zur Kategorie "lässliche Schwächen" gehören. Und dass die entsprechenden Fertigkeiten, wenn es denn eines unwahrscheinlichen Tages vonnöten sein sollte, "mal eben kurz" ins Hirn geladen werden könnten. Von wegen und so. Rechtschreibregeln sind weniger kompliziert als Straßenverkehrsregeln. Gleichwohl ist es gesellschaftlich akzeptiert, dass seinen Führerschein verliert, wer ständig Blechschaden anrichtet. Mit dem immensen sprachlichen Blechschaden, der täglich auf Papier ange richtet wird, nehmen es die meisten nicht so genau. Doch das täuscht. Dort, wo Sie hin wollen – darum studieren Sie ja wohl – gibt es keinen Pardon für stümperhafte Texte; es sei denn, Sie geraten an einen Personalchef, der selber "keine Ahnung" hat. Das ist eher unwahrscheinlich.

Misstrauen Sie deshalb bei der finalen Textredaktion a) dem Rechtschreibprogramm Ihres Rechners (denn dieses erkennt verknödeltes Deutsch nicht als Makel) und b) Ihrem eigenen Urteil (denn das ist hinsichtlich Rechtschreibung hoffnungslos überzuckert), sondern vertrauen Sie c) einer Person, die etwas von Sprache versteht. So Sie denn eine finden.

## Literaturrecherche

Im Internet kann jeder Dackel schreiben, was ihm passt. In einer streng referierten wissenschaftlichen Zeitschrift oder in einem Lehrbuch ist das Veröffentlichen einer wissenschaftlichen Meinung in der Regel mit viel Einsatz von Hirnschmalz verknüpft. Sie können sicher sein, dass Eindeutiges nachvollziehbar erläutert und Kontroverses mit gezielter Umsicht behandelt wird. Faule Eier aus dem Netz werden von mir als Referenz nicht akzeptiert. Vor zehn Jahren hieß eine beliebte studentische Ausrede für mangelhafte Recherche: "I han em Indernett nex gfonda". Heute finden Suchmaschinen die Informationen desjenigen, der sich am schlauesten in die Logik des Suchsystems einfädelt. Schauen Sie im Impressum nach, wer tatsächlich dahinter steht. Verwenden Sie nur Quellen, deren wissenschaftliche Seriosität erkennbar ist. Dafür brauchen Sie keinen Kompetenzberater; das schaffen Sie alleine.

## Literaturverzeichnis

Die vernünftigste Regel zum Zitieren ist folgende: machen Sie es so, wie Sie wollen. Einzige Bedingung: das Verzeichnis muss in sich konsistent sein; Chaos wird nicht akzeptiert, ohne Ausnahme. Wenn Sie nun denken: gut, dann bin ich ja halbwegs aus dem Schneider und meiner wissenschaftlichen Karriere steht nichts mehr im Weg, dann haben Sie sich gründlich getäuscht.

Zitierregeln sind irgendwie heilig, so eine Art Kopftuchproblem der Wissenschaft, und die Wissenschaftsverlage dieses Planeten machen darob ein Gewese als ob es ums Letzte ginge. Für jede Zeitschrift, jede Buchserie und jede Monographie gibt es ein anderes Schema; manche sind vernünftig, die meisten sind aberwitzig kompliziert oder unlogisch. Es ist eine stupide und äußerst zeitaufwändige Arbeit, einen wissenschaftlichen Aufsatz zur Veröffentlichung so korrekt vorzubereiten, dass die Verlagsvorschriftsheimer nicht gleich das Meckern anfangen. Deswegen haben schlaue Leute Software entwickelt, um das leidige Problem automatisiert zu lösen. Das funktioniert aber nur, wenn Sie bei der Ersteingabe den ganzen bibliographischen Müll mitspeichern, beispielsweise die Vor- und Nachnamen von vierzig Koautoren oder die Zahl der Abbildungen und Tabellen. Ich will aber keinen Müll auf meinem Rechner.

Trauriges Fazit: das Zitieren ist und bleibt ein mühseliges Geschäft, gehört aber zum Grundgedanken der Überprüfbarkeit und Nachvollziehbarkeit. Wissenschaft ist *Das Bohren Dicker Bretter* und da muss man sich hin und wieder in Demut üben.

## Abbildungen und Tabellen

Bei Bildern beachten Sie bitte folgende Ausschlusskriterien: a) Schärfe, b) Bildaufbau: Verhältnis von Wichtigem zu Unwichtigem, c) Bildinhalt: sieht man wirklich das, was man sehen soll, oder sind es nur "Steine" oder Personen ohne Füße? Wenn eine dieser Bedingungen weniger als "sehr gut" erfüllt ist: wegwerfen. Sparen Sie nicht mit Bildern, aber ersparen Sie mir Bildchen.

Bei Handstücken oder Aufschlüssen: entweder Maßstab mit abbilden oder in der Unterschrift die Dimensionen angeben. Falls Sie Personen als Maßstab haben: geben Sie nach Möglichkeit die Namen an. Jeder hat das Recht auf sein eigenes Bild. Sie zeigen an, dass ein Einverständnis vorliegt, wenn Sie die Namen angeben. Außerdem ist es höflich und das schadet auch nicht. Die Abbildungsunterschrift muss *immer* Angaben zu wo?, was? und wieso? enthalten, auch dann, wenn Sie den Zusammenhang im Text ausführlich erläutert haben.



## Schriftarten

Wenn Sie es irgendwie mit Ihrem ästhetischen Gewissen vereinbaren können, dann wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie nicht eine dieser Füßchenschriften benutzen würden. Mir ist bekannt, dass fast alle Druckerzeugnisse dieses Planeten in **Seriphenschrift** gesetzt sind, weil das angeblich besser lesbar sein soll. Ich finde diese Zeckenschriften scheußlich. Und das liegt nicht an meiner Altersweitsichtigkeit; dagegen gibt es ja Lesebrillen. Selbstredend entsteht Ihnen nicht einmal der Hauch eines persönlichen Nachteils, wenn Sie darauf bestehen, "**Times New Roman**", "**Courier New**" oder ähnlich Krikelkrakeliges zu verwenden. Ich will es nur eben mal gesagt haben ... . Dieser Essay ist übrigens in der DIN-Schrift gesetzt. Die muss man kaufen; für perfekte Sachen hat Microsoft kein Geld.

**Es liegt in der Natur der  
Legitimation durch Verfahren, dass es,  
da es die Entscheidbarkeit des aufge-  
worfenen Problems garantieren muss,  
nicht zugleich die Richtigkeit der Ent-  
scheidung garantieren kann.**

Abb. 1: Knödeldeutsch vom Allerfeinsten  
Der Journalist Dieter Rulff am 5. Mai 2011 in der *taz* in "Stresstest für die Grünen"